



Vierzehntes Kapitel.

Bei der blinden Dichterin Friederike Schmidt.

In Nachmittage des dritten und gänzlich arbeitsfreien Feiertags kamen die Sangesgenossen, mich abzuholen, um die Neujahrswünsche für die Prediger bestellen zu gehen. Unterwegs meinten einige, daß ich den Wunsch für meinen Prediger ja selbst machen könne, aber die meisten wollten lieber, daß der jetzt sehr im Pech sitzenden „blinden Rieke“ kein Viergroshenstück entzogen würde. Die Kälte war streng und schien noch zunehmen zu wollen, aber trotzdem wollten meine Genossen die Blinde in ihrer kalten Wohnung besuchen, um den Abend dort bei allerlei Spielen, wie schon öfters, zu verbringen. Ich folgte schweigend, nur um mich nicht auszuschließen, aber weit lieber hätte ich den Abend mit Eltern und Geschwistern verbracht.

Wir mußten einen langen, schmutzigen Hausflur und dann eben solchen Hof passieren, und welches Bild entrollte sich mir, als sich die Thür öffnete! — Zuerst konnte man vor Dunkelheit gar nichts sehen, und es trat erst Dämmerung ein, als die Lumpen von dem einzigen Fenster weggenommen wurden, die das Eindringen der Kälte verhindern sollten. Dann konnte man erkennen, daß das stallähnliche Gemach nur mit Gerümpel und mit einem Bett, unter dessen zerrissener Decke nur Strohsäcke lagen, möbliert war. Erst als sich mein kurzsichtiges Auge an das Dämmerlicht gewöhnt hatte, bemerkte ich auch im Kreise der Kameraden die Inwohnerin, welche, in eine durchlöcherete, schmutzige Fußdecke gewickelt, aus der nur Stirn und die vor Kälte blaue Nase sichtbar wurden, auf